

A56500

-96-

UB GIESSEN



14 165 851

Bibliothek
d. Univ. Gießen
Gießen

03. 05. 90

17. 10. 1963

Samstag, 18. September

20. 10. 1963

Freitag, 19. September

18. 10. 1963

18. 10. 1963

6.1



A 56500 (96)

festrede

zur

Säcularfeier des Geburtsfestes

SETHIERS

am 10. November 1859

im Namen der

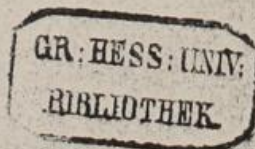
Ludwigs-Universität

gehalten

von

Dr. Gustav Saur,

ord. Professor der Theologie.



Gießen 1859.

Druck der G. D. Brühl'schen Universitäts-Buchdruckerei und lith. Anstalt.



Die
ernsten J
seine Gr
findet, in
Himmel f
ein vaterl
schlechter
sterbenden

in diesem
Wir hab
Tages
nennen
der Reik
wenn de
seiner E
Allen be
mit er f
empfängl
indem er
Erdenleb
unvergehl

Rector magnifice und Cancellarie magnifice!

Verehrte Collegen!

Ihre Commilitonen!

Hochzuverehrende Anwesende!

Die Stunde, welche uns hier versammelt hat, ist eine geweihte Stunde der tiefsten freudig-
ernsten Festesstimmung, einer Stimmung, die jetzt im gesammten deutschen Vaterlande, ja über
seine Gränzen hinaus, so weit nur die deutsche Zunge klingt, überall den lautesten Widerhall
findet, in welcher auch unsere Stadt in festliches Gewand sich gekleidet hat und auf welche der
Himmel selbst mit heiterem Wohlgefallen herabzuschauen scheint. Gewiß, kaum irgend einmal ist
ein vaterländisches Fest mit so allgemeiner Theilnahme aller Stämme und Bekenntnisse, aller Ge-
schlechter und Alter und Stände begangen worden, und das Wort, welches der Dichter dem
sterbenden Attinghausen in den Mund legt:

Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,

Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —

Seid einig — einig — einig!

in diesem Falle wenigstens ist dieser ernste Beck- und Mahnruf in glänzende Erfüllung gegangen.
Wir haben uns, und ganz Deutschland hat sich vereinigt zur hundertjährigen Feier des
Tages, an welchem durch Gottes Gnade uns unser Schiller geschenkt wurde. Wir
nennen ihn unser mit Stolz, und so lange das deutsche Volk noch nicht ausgestrichen ist aus
der Reihe der Nationen, wird unter seinen Besten er in vorderster Reihe genannt werden. Denn
wenn dem Dichter überhaupt die vielseitigste Theilnahme schon dadurch gewiß ist, daß zum Stoffe
seiner Schöpfungen Alles beiträgt, was nur das menschliche Herz bewegt, und daß er in einer
Allen verständlichen Sprache redet, so hat gerade er durch die selbst verläugnende Hingebung, wo-
mit er seinem von Gott ihm vorgezeichneten Berufe sich widmete und darin sich verzehrte, alle
empfängliche Herzen an sich gerissen; er hat alle Verhältnisse unseres Lebens verklärt und geadelt,
indem er sie hineinzog in den geweihten Kreis seiner göttlichen Kunst, sodaß was uns jetzt im
Erdenleben in Lust und Leid das wechselnde Verhängniß bringt in einem seiner bedeutenden und
unvergänglich eindrucksvollen Worte seinen reineren, seinen versöhnenden Widerklang findet; und

was endlich mehr sagen will, als dieses Alles: die Eigenschaften, auf deren vollkommensten Ausbildung Schiller's Größe beruht, sind recht eigentlich Eigenschaften des deutschen Geistes. Wir dürfen darum in diesen Schillerfesten, die jetzt in mancherlei Gestalten über das ganze Vaterland hin die Herzen erfüllen und bewegen, als die eigentliche Seele doch ein Besinnen des deutschen Volkes auf sein eignes besseres Selbst erkennen; wir dürfen in der Ueberzeugung, welche gerade durch die festliche Begeisterung dieser Tage in wahrhaft erhebender Weise bestätigt wird, daß Schiller's Gedächtniß, daß Schiller's Geist in unserem Volke noch lebt, einigen Trost finden für das mancherlei Untröstliche, was in unserem Vaterlande noch allerwärts sich finden mag, und zugleich eine Bürgschaft dafür, daß doch der innerste Kern in unserem Volke noch gesund ist, und daß von diesem gesunden Kern aus die schaffende Lebenskraft die absterbenden oder in's Kraut wuchernden Bestandtheile noch durchdringen und zu einem lebendigen und kräftigen Ganzen wieder vereinigen werde.

Wenn aber so das gesammte Vaterland von einem gehobenen Gefühle bewegt ist, da werden die deutschen Hochschulen am wenigsten gleichgültig zurückbleiben, sondern zeigen, daß sie nicht gesonnen sind, ihren hohen Beruf zu versäumen, in dieser Zeit die Einheit des deutschen Geistes und des deutschen Lebens am unmittelbarsten zu vertreten und zu pflegen. Zumal an einem Feste, wie das heutige, wird die ernste Wissenschaft sich gern zu der heiteren Schwester gesellen, wenn diese mit leuchtenden Blicken den Kranz unverwelklicher Ehren auf dem Haupte ihres Lieblinges erneuert; sie wird sich erinnern, daß der Mensch nicht bloß durch das Morgenthor des Schönen in der Erkenntniß Land eindrang, sondern daß auch die Schätze, die der Denker aufgehäufet, wieder bestimmt sind, zum Kunstwerk geadeelt, das Gepräge höchster Vollendung zu empfangen. Die Lehrer und Leiter der Universitäten werden der frischen akademischen Jugend die Begeisterung für unseren Dichter nicht allein überlassen, sondern zeigen, daß das Feuer einer solchen Begeisterung trotz der Stürme und der Kälte des wirklichen Lebens auch im Herzen des Mannes noch vorhält, daß ihre stille Glut auch das Herz des Greises noch erwärmt. Sie werden es sich nicht nehmen lassen, sich mit der akademischen Jugend, die Fackel der Wissenschaft in der Hand, unter die Fahne Schiller's zu stellen, damit auch durch diese Feier das Band, welches Lehrer und Lernende verbindet, fester geknüpft werde und wir unter jenem Feldzeichen zum Kampfe gegen Trägheit und Gemeinheit, gegen Feigheit und Unwahrheit, gegen Eitelkeit und Selbstsucht, zum Kampfe um die höchsten Güter des Lebens kräftig uns sammeln. In diesem Sinne hat die Alma Ludoviciana ihre Räume, welche vor zehn Jahren bei der Säcularfeier des Geburtstages von Göthe, zum ersten Male einem festlichen Zwecke dienten, auch dieser Festversammlung geöffnet, zugleich auch, um die Gelegenheit zu bieten, welche sich bei unseren örtlichen Verhältnissen sonst nicht leicht findet, in ernster Sammlung, wie sie des Gegenstandes unseres Festes würdig ist, ein eingehenderes Wort zu vernehmen, welches die Bedeutung des Tages zu deuten versucht.

Wie sehr nun derjenige, welcher durch das Vertrauen des akademischen Senates berufen ist, dieses Wort jetzt zu reden, Ihre Nachsicht, verehrteste Anwesende, in Anspruch nehmen muß, zumal da der Gegenstand, um welchen es sich handelt, zwar keineswegs seinem lebendigsten Interesse, aber doch dem Kreise seiner besonderen Fachwissenschaft ferner liegt, wie lebhaft er die Männer zurück-

und an diese Stelle wünscht, die ihren Beruf, über den Gegenstand unseres Festes zu reden, durch ihre wissenschaftlichen Leistungen vor ganz Deutschland beglaubigt haben; in wie hohem Grade er darauf rechnen muß, daß die Willigkeit der Hörer die Mängel des Redners ergänzen werde — das braucht er nicht zu versichern, und er findet seinen besten Trost darin, daß er auf diese Ergänzung, auf welche er rechnen muß, bei einer Stimmung, wie die dieser Versammlung, auch am sichersten rechnen kann. Darüber aber möchte doch wohl ein vorläufiges Wort noch am Orte sein, daß gerade einem Theologen der Auftrag geworden ist, bei Schiller's Gedächtnisfeier zu reden.

Nun, verehrte Collegen, daß Sie diesen Auftrag ertheilt haben, beweist, daß Sie jene Theologie weder überhaupt wünschenswerth finden, noch jetzt hier zu vernehmen fürchten, die in ihrem Christenthum keine Stelle findet für Schiller und Göthe und eine große Zahl der Männer, auf welche das Vaterland mit gerechtem Stolge blickt, für jene großen Wunderleute Gottes, wie sie unser Luther nennt, den ich hier nennen darf, nicht bloß weil es unwürdig wäre, wenn ein protestantischer Theologe die am heutigen Tage von selbst sich ausdrängende Erinnerung an ihn zurückweisen wollte, sondern auch weil er unser ist, wie Schiller, im allgemeinsten Sinne des Wortes, als ein deutscher Mann, dessen Name mit der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Sprache unzertrennlich versflochten ist. Ich kenne nun sehr wohl die verschiedenen einseitig scharfen Ausfälle Schiller's gegen Christenthum und Kirche; aber ich weiß auch daß die Kirche, wenn sie, uneingedenk der Lehre ihres Stifters, daß er nicht gekommen sey, die Welt zu richten, sondern die Welt selig zu machen, das Evangelium aus einer lebendigen, selig machenden Kraft Gottes in ein neues Gesetz verwandelt, von dessen beschränkter Starrheit aus sie den verwerfenden Richterspruch rasch zur Hand hat gegen Alles, was ihren strikten Normen sich nicht fügen will — ich weiß, daß dann die Kirche einen großen Theil der Schuld sich selbst beizumessen hat, wenn manche gerade unter den geistig Angeregteren nicht bloß ihr entfremdet werden, sondern auch die göttliche Kraft des Christenthums selbst verkennen, weil sie von denen, welche sie hätten verkünden und vertreten sollen, vielmehr verhüllt und entstellt worden ist. Aus einem solchen natürlichen Rückschlag gegen eine größtentheils in äußerlichen Formen der Lehre und des Cultus erstarrten Kirche erklärt es sich, wenn Schiller, übersehend, daß das schöne Wort „Menschheit“ erst auf dem Boden des Christenthums erwachsen ist, Rousseau als den pries, der aus Christen wieder Menschen mache; wenn er gegenüber einer Kirche, in welcher er von dem ihre Sendung beglaubigenden Wehen des göttlichen Geistes nichts mehr verspüren konnte, vergaß, daß das heidnische Pantheon im glücklichsten Falle doch nur in unvollkommenen Ahnungen und in Schöpfungen der Phantasie die wahre Versöhnung des Menschen mit Gott vorbildete, welche der eingeborene Sohn vom Vater auf das Vollkommenste verwirklichte, und wenn er darum die Götter Griechenlands zurückbeschwor, damit sie die entgötterte Welt mit neuem göttlichem Leben durchdrängen. Aber solche vereinzelt Ausbrüche drücken keineswegs die Grundstimmung seines Gemüthes aus. Vielmehr wohnte in der innersten Tiefe seiner Seele allezeit ein ernster, frommer und dem Wesen nach durch und durch christlicher Sinn, wenn er auch häufig zurückgedrängt wurde und nicht immer in den üblichen Formen sich ausdrückte. Es war dieser Sinn das heilige Erbtheil eines Familienlebens, von welchem vor Kurzen mit Recht gesagt worden ist, daß es durch seine sittliche Würde und wahrhaft christliche Tugend die ächte Wiege des Genius geworden sei.

Insbefondere war jene Gesinnung die Mitgabe treuer und frommer Mutterliebe, deren zarte Sorge als schützender und segnender Engel auch den Morgen seines Lebens bewacht hatte; wenn auch dieser mütterliche Einfluß minder glänzend hervortrat, als bei Göthe, und darum minder gekannt ist, so ist er doch auch bei Schiller nicht minder bedeutend für die ganze Richtung seines Geistes geworden. Es wundert uns nicht, wenn wir erfahren, daß unter solchen Einwirkungen der empfängliche Knabe entschlossen war, dem geistlichen Stande sich zu widmen, und daß er nur durch den nicht zu umgehenden Befehl seines Landesherrn gezwungen wurde, diesem Entschlusse zu entsagen. Aber die durch nichts zu verwischenden, wie durch nichts zu ersetzenden Eindrücke jener Einwirkungen begleiteten ihn durch sein ganzes Leben, und wenn sie, wie es in der Weise der ächten Frömmigkeit ist, nicht an die Deffentlichkeit laut sich hervordrängten, so finden sie doch namentlich in seinen Mittheilungen an Eltern und Geschwister fortwährend einen wahrhaft rührenden Ausdruck. Diese Eindrücke überdauerten die Sturm- und Drangperiode der Karlsruhschule; sie bewirkten, daß er in der Zeit, da er im Suchen nach einer festen Stellung äußerlich ruhelos hin- und hergeworfen wurde, doch die innere Stätigkeit seines Gemüthes nie verlor und trotz aller äußeren Bedrängniß niemals sich selbst wegwarf, und ebenso, daß er nachher, wo er eine sichere und behagliche Existenz endlich gefunden hatte und bereits der Stolz seines Volkes geworden war, doch auch niemals sich selbst überhob, vielmehr an sich immer den strengsten Beurtheiler seiner Leistungen hatte; und sie verließen ihn auch auf seinem frühen Sterbebette nicht mit dem Troste, der dem nicht entgehen kann, welcher inmitten des zeitlichen Lebens schon im ewigen zu leben gewohnt war. Lesen wir selbst in jenem ersten Producte, in welchem der wild gährende junge Most am ungestümmsten die alten Schläuche durchbricht, jene gewaltige Scene, worin der verzweifelte Sünder so gerne überzeugt sein möchte, daß das Donnerwort „Ewigkeit“ ein leerer Schall ist, und doch nicht aufhören kann, davor zu zittern: wir werden nicht zweifelhaft darüber sein können, daß der Dichter hier nicht auf der Seite des Materialisten und Atheisten steht, sondern auf der Seite des ernstesten Buhpredigers, dem sein Pietät den Namen eines verehrten Lehrers seiner Jugend, Moser, beigelegt hat, und wir werden gestehen müssen, nur, wer an sich selbst die Gewalt des Wortes erfahren hat, das wie ein Feuer ist und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, kann so mit Prophetenstärke dem hartgesottenen Sünder die Donner des Gerichtes in die Seele rufen und die eiserne Wage ihm vorhalten mit dem zerschmetternden Richterspruch: „Du bist gewogen und zu leicht erfunden!“ Nachdem aber im gereiften Mannesalter sein rastloser Geist zur inneren Ruhe und Klarheit sich durchgekämpft hatte, da begleitete er in dem unvergleichlichen Liede von der Glocke mit sanfteren, von keinem Mißton getrüben Accorden das wechselvolle Spiel des Lebens, um in allen Verhältnissen den Sinn von den Vergänglichen hinweg auf die ewigen und ernsten Dinge hinzuweisen.

Größeres Gewicht jedoch, als auf solche einzelne Kundgebungen seiner Gedichte, ist, wenn es sich um das Verhältniß Schiller's zum Christenthum handelt, auf die ganz persönliche Richtung des Mannes zu legen. Einer der größten Theologen dieses Jahrhunderts hat auf eine feine und treffende Weise die ausgebildeteren Religionen in zwei Classen geschieden, in teleologische oder ethische und in ästhetische Religionen. Ethische Religionen sind ihm diejenigen, in welche alle

frommen Erre
an der eignen
ist; dagegen
der endlichen
wohl geordn
sichtspunkte
wird. Wäh
lichung gefu
geburt und
Strebens se
dung dar.
den Mannig
Jede zu erf
daß das S
dieser Eigen
gehen, daß d
zugewiese d
vor Allem i
ihm aber zu
zur ethischen
zuschreiben,
bar seinen
und in dem
dürfen wir
thum näher
siehet zurück
Pfug einm
Hand müßi
geffe was d
Ziele!“ —
genug geth
wenn der
wer sein
sächlich zu
ewige Lebe
kehrte. A
thümliche
widersteht
der genial

frommen Erregungen als auf ihr letztes Ziel auf einen sittlichen Zweck hinweisen, welcher, sei es an der eignen Persönlichkeit, sei es in der Außenwelt, durch freie Selbstthätigkeit zu verwirklichen ist; dagegen finden die ästhetischen Religionen ihre Befriedigung darin, daß sie die Gesamtheit der endlichen Dinge in ihrem jedesmaligen factischen Bestande als ein durch göttliches Walten wohl geordnetes Ganze anschauen, so daß auch die freie That des Einzelnen nur unter dem Gesichtspunkte eines jener Gesamtheit durch höhere Ordnung eingefügten Bestandtheiles betrachtet wird. Während die ästhetische Religion im Griechenthum geschichtlich ihre vollkommenste Verwirklichung gefunden hat, so stellt dagegen das Christenthum mit seinem Gebote der sittlichen Wiedergeburt und Heiligung, mit seiner Idee des Reiches Gottes, welche es als höchstes Ziel des Strebens seinen Bekennern vorhält, den Charakter der ethischen Religion in seiner höchsten Vollendung dar. Wo nun in einer Individualität die Anlage und Neigung vorwiegt, in der vorliegenden Mannigfaltigkeit der Natur und des menschlichen Lebens selbst unmittelbar auch die allgemeine Idee zu erkennen und des so von selbst sich darbietenden Schönen sich zu freuen, im Vertrauen, daß das Schöne gewiß auch das Gute sein werde, da werden wir eine natürliche Verwandtschaft dieser Eigenthümlichkeit mit der ästhetischen Religion anerkennen müssen: es wird uns nicht entgehen, daß dieser Richtung Göthe's Naturell angehörte. Wo dagegen die ganze Persönlichkeit vorzugsweise darauf gerichtet ist, nach den Forderungen der Idee die Wirklichkeit erst zu gestalten und vor Allem das Gute zu schaffen, weil dieses zwar in dem Schönen seine höchste Vollendung sucht, ihm aber zugleich zur unerläßlichen Voraussetzung dient, da liegt eine natürliche Prädisposition zur ethischen Religion vor; und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diese unserem Schiller zuschreiben, und obwohl Göthe bei seinem der ganzen Welt der Erscheinungen erschlossenen wunderbaren feinen Sinn auch das specifisch Christliche, wie es in den Erfahrungen des frommen Gemüthes und in dem äußeren Leben sich offenbart, mit lebendigerer Wahrheit dichterisch dargestellt hat, so dürfen wir darum doch Schiller als dem innersten Wesen seiner Persönlichkeit nach dem Christenthum näherstehend betrachten. Wenn Christus spricht: „Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes!“ — so hat unser Dichter, nachdem er seinen Pflug einmal angesetzt hatte an das von Gott ihm angewiesene Arbeitsfeld, niemals wieder die Hand müßig ruhen lassen, noch feig und träge zurückgesehen. Wenn der Apostel sagt: „Ich vergesse was dahinten ist und strecke mich nach dem, was da vorn ist und jage nach dem vorgesteckten Ziele!“ — so gebührt auch unserm Dichter der Ruhm, daß er in seinem Verufe sich niemals genug gethan hat, sondern unablässig dem Ziele höherer Vollkommenheit entgegenstrebte. Und wenn der Heiland das große Wort ausspricht: „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren, und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden,“ — so hat unser Schiller sich thatsächlich zu ihm bekannt, indem er nur so viel gelebt zu haben glaubte, als er für das wahre, und ewige Leben gewirkt hatte, und im Ringen nach diesem wahren Leben sein irdisches Leben verzehrte. Auf diesem sittlichen Ernste, auf dieser unerschütterlichen ethischen Energie beruhte die eigenthümliche Würde, welche, zumal in den späteren Jahren, Schiller's Persönlichkeit mit einem unwiderstehlichen Zauber umgab, der nur auf kleine, eitle Seelen abstoßend wirkte, wie denn z. B. der genial lieberliche Friedrich Schlegel den „bleiern moralischen“ Schiller, wie er ihn nannte, im

höchsten Grade beschwerlich fand. Allerdings wollen wir uns nicht verhehlen, daß eine so gesteigerte Selbstthätigkeit leicht in stolze Selbstgerechtigkeit übergeht. Schiller aber wurde von diesem Abwege dadurch bewahrt, daß er sich eben als einen Dichter von Gottes Gnaden wußte, der, wie er es in seiner tiefen und klaren Weise wiederholt darstellt, in den seligsten Momenten begeisterten Schaffens erfahren hatte, daß auch dem Dichter jede beste und vollkommenste Gabe von Gott zukommt, ohne besondere Mühe und ohne eignes Verdienst; und was er aus der Tiefe und Fülle seines poetischen Gemüthes über den geheimnißvollen Verkehr des menschlichen Geistes mit der Gottheit geoffenbart hat, das hat wesentlich dazu beigetragen, die eben so selbstzufriedene, als dürre und trockne Moral und die ebenso plumpe, als beschränkte Aufklärerei, wie sie in jener Zeit populär war, in schuldigen Mißcredit zu bringen. Nach diesem Allen aber vergibt meiner Uezeugung nach die Theologie ihrer Würde nichts, wenn sie anstatt mäkelnd an großen Männern kleine Gebrechen aufzustöbern, lieber im großen Sinne ihres Herrn und Meisters unter dem scheinbaren Wider ihn das tiefer liegende Für ihn aussucht, und wenn sie, nachdem so viel, und ohne Zweifel mit vollem Recht, gegen den überhandnehmenden Materialismus gesprochen worden ist, nun auch mit Freuden von dem idealen Zuge Act nimmt, der unserem Volke eingeboren ist und der bei diesen Schillerfesten doch offenbar die eigentlich veranlassende und bewegende Macht bildet; denn wenn je Einer, so ist er ein rechter Ritter vom Geiste gewesen, der, abermals übereinstimmend mit dem Worte des Herrn: „Der Geist ist es, der da lebendig machet, das Fleisch ist kein nütze“, sein Leben daran setzte, dem Geiste und seiner lebendigen Kraft die plumpe Schwere des Stoffes zu unterwerfen.

Ich würde auch in der eigenthümlichen Stellung des Theologen zu den eben berührten Fragen die Entschuldigung für deren so ausführliche Erörterung nicht finden können, wenn ich nicht glaubte, damit zugleich auch schon den Punkt bezeichnet zu haben, in welchem die Eigenthümlichkeit Schiller's sich concentrirt und von welchem aus sein Leben und Wirken am besten verstanden werden kann. Es ist nicht wohl möglich, von Schiller zu reden, ohne zugleich auch Göthe's zu gedenken, und ich habe vorhin bereits diese Thatsache durch mein eignes Beispiel illustriren müssen. In der That dient auch die Vergleichung beider trefflich dazu, uns einen jeden in seinem eigenthümlichen Wesen verstehen zu lehren, weil die Größe eines jeden mit auf Eigenschaften beruht, welche dem andern fehlen; sie stehen nebeneinander wie die Helden der griechischen Vorzeit, von welchen Göthe im 2. Theile des Faust den Centauren Chiron rühmen läßt:

Im hehren Argonautenkreise

War jeder brav nach seiner eignen Weise,

Und mit der Kraft, die ihn beseelte,

Konnt' er genügen, wo's dem andern fehlte.

Daß nun mit dem bequemen Unterschied von subjectiv und objectiv hier nicht durchzukommen ist, dürfte jetzt wohl allgemein anerkannt sein. Denn allerdings war Göthe der objectivere Dichter, insofern er seine Dichtungen in vollkommener Fertigkeit von sich ablöste und sie gleichsam in der objectiven Selbstständigkeit eines eignen individuellen Lebens hinstellte; aber er war höchst subjectiv, insofern er zum Gegenstande seiner Darstellung nichts wählte, als wovon er sich zufällig persönlich

angeregt fühlte, und Gestalten, in welche der Dichter die eigne Subjectivität so vollständig hinein-gelegt hat, wie in Werther, in Tasso, in Faust, hat der für so äußerst subjectiv geltende Schiller niemals geschaffen. Vielmehr war seine Richtung eine durchaus objective, insofern er die Wahl seines Gegenstandes niemals von einer augenblicklichen subjectiven Stimmung abhängig machte, sondern ihn mit Bewußtsein und Absicht dem Gesamtgebiete des menschlichen Lebens entnahm, und insofern er seine subjective Neigung den ewig gültigen Gesetzen, welche über dem Leben walten, unterwarf; und nur darin tritt seine Subjectivität hervor, daß er jenen Stoff diesen Gesetzen gemäß, welche sein Gemüth erfüllten, frei gestaltete. Es liegt also der Unterschied vielmehr eben darin, daß bei Göthe die ästhetische Empfänglichkeit, bei Schiller die ethische Selbstthätigkeit vor-wiegt. Man kann Göthe's künstlerisches Schaffen nicht besser charakterisiren als mit seinem eigenen Ausdruck: „Wer das Besondere lebendig auffaßt, erhält das Allgemeine mit.“ Schiller dagegen bezeichnet die Richtung seines eigenen Geistes vortreflich in den bekannten Distichen auf Columbus:

„Steu're muthiger Segler! Es mag der Wik dich verhöhnen,

Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand;

Immer, immer nach West, dort muß die Küste sich zeigen,

Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand,

Traue dem leitenden Gott, und folge dem schweigenden Weltmeer,

Wär sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluthen empor:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,

Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß!

Dort der offene Sinn, welcher den mannigfaltigsten Eindrücken empfänglich sich hingibt und dessen genialem Blicke, bald hier bald dort, in der Wirklichkeit selbst der verbindende und belebende Mittelpunkt sich offenbart, durch welchen das Einzelne zur allgemeinen Weihe geführt wird; hier der schaffende Genius, welcher von dem allgemeinen Gedanken ausgeht, aber dessen Wahrheit zu-traut, daß die entsprechende Wirklichkeit sich finden und ihm fügen werde. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie es aus diesem Grundunterschiede sich erklärt, daß bei Göthe die contem-plative, bei Schiller die speculative Form der Gedankenbildung vorwiegt; daß Göthe es liebte, stiller Betrachtung der Natur sich hinzugeben, um ihr Geheimniß ihr abzulauschen, während Schiller sein Interesse ausschließlich der freien That und dem bewegten Leben des Menschen und seiner Geschichte zuwandte, um in der Weltgeschichte das Weltgericht nachzuweisen; daß an Göthe immer das herrliche klare und feurige Auge besonders bewundert wurde, in welchem die Welt ihren vollkommensten Spiegel fand, an Schiller aber die prächtige gedankenvolle Stirn. Handelt es sich aber um eine vergleichende Werthschätzung beider Dichter, so scheint mir hierfür Schiller selbst die treffendste Formel gefunden zu haben. Denn wenn er in seiner Abhandlung über „naive und sentimentalische Dichtung“ auseinandersetzt, daß die Größe des naiven Dichters in der Vollendung bestehe, womit er eine beschränktere Aufgabe löst, die des sentimentalischen dagegen darin, daß er die Aufgabe sich höher stellt und ihrer Lösung mit aller Kraft nachstrebt: so gilt dieß auch vollständig von seinem Verhältnisse zu Göthe. Die Art, wie Göthe die Eindrücke aufnimmt und sie gleichsam von selbst zu einem poetischen

Ganzen sich verbinden läßt, welches fremdartige und störende Elemente durch seine innere Kraft ausschleidet, hat zur Folge, daß seine meisten Gedichte, und namentlich die kleineren lyrischen, uns durch die unübertreffliche Abrundung und Vollendung entzücken, worin sie in lebendigster Individualität uns entgegentreten. Dagegen lassen die Versuche Schillers, seinen oft überreichen und spröden Stoff durch die Macht des Gedankens zu bewältigen, zuweilen ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung zurück; aber sie entschädigen durch die großartige Anlage, durch den erhabenen Schwung der Gedanken, durch das überwältigende sittliche Pathos, wodurch auch uns das Herz erweitert und erhoben wird, Eigenschaften wodurch Schiller, Göthe's eigenthümliche Begabung ergänzend, diesem in voller Ebenbürtigkeit an die Seite tritt. Wir dürfen wohl sagen, daß in der zarten Empfänglichkeit Göthe's, in dem feinen Sinn für die vollendete Beherrschung des Stoffes durch die schöne Form ein weiblicher Charakterzug sich offenbart, während wir an Schiller die kräftige Selbstthätigkeit des Mannes bewundern, der mit dem feindlichen Leben ringt, um es der Macht des Gedankens und Willens zu unterwerfen; wenigstens würde die Entgegnung, daß doch die Frauen in der Regel Schiller mehr lieben, während die Männer mehr zu Göthe sich hingezogen fühlen, nicht gegen unsern Satz sprechen, sondern dafür.

Versuchen wir nun von dem gegebenen Standpunkte aus, einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen über den Lebensgang Schillers und seine verschiedenen Perioden, mit welchen die Perioden seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung durchaus parallel gehen. Unsere beiden größten Dichter sind durch die waltende Vorsehung gerade in solche äußere Lebensverhältnisse versetzt worden, wie sie zur Entfaltung der eigenthümlichen Begabung, welche der Geber aller guten und vollkommenen Gabe einem jeden in die Seele gelegt hatte, am günstigsten waren. Die lebendige Empfänglichkeit Göthe's war von einem reichen und behaglichen Leben umgeben, in welchem ihm kaum andere Sorgen erwuchsen, als die, welche er selbst für den schlimmsten Fall sich erbeten hat, die Sorgen der Liebe, die denn auch in der That das Herz des Knaben schon erschütterten, und, im Laufe seines Lebens in wechselnden Gestalten immer und immer wiederkehrend, noch das Herz des Greises in jene Aufregung versetzten, die er mit jugendlicher Glut in der wunderbaren Karlsbader Elegie ausgedrückt hat. An einer beschränkten und ärmlichen Umgebung wäre sein Genius aus Mangel an Nahrung im Reime verwelkt, und vielleicht hätte seine sittliche Kraft nicht ausgereicht, die eigenthümlichen Gefahren gerade einer solchen Umgebung zu überwinden. Es ist ergreifend, wenn Schiller im Jahre 1789, nicht lange nach seiner ersten näheren persönlichen Begegnung mit Göthe, an seinen Freund Körner schreibt: „Dieser Mensch, dieser Göthe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie vom Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Wir finden die Bitterkeit, die in diesen Worten unlängbar sich ausspricht, vollkommen erklärlich; aber berechtigt ist sie im Grunde doch nicht. Schiller's selbstthätige Kraft bedurfte eines Widerstandes, den sie herausforderte, eines spröden Stoffes, an dem sie sich übte; und an reichlichster Gelegenheit zu dieser Uebung hat es ihm allerdings nicht gefehlt. Die Umgebung, in welche er sich gestellt sah, als sein Genius zu selbständigen Schaffen reifte, war von der Art, daß er ihr, daß er dem durch sie ihm repräsentierten Treiben der Gesellschaft nur mit zerstörender Feindseligkeit ent-

gegentreten konnte. Daß sein Ideal dem wirklichen Leben entschieden feindlich entgentritt, das eben ist das Charakteristische der ersten Periode seiner künstlerischen Entwicklung. Es ist die Periode, welche durch die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe bezeichnet ist, und die der fünfundzwanzigjährige Jüngling bereits hinter sich hatte. Das Bild, welches in diesen Erzeugnissen einer ungeheuren, aber ungebändigten poetischen Kraft entworfen ist von dem Gamaschendienst dieses tintenklebsenden Seculums, von der Kabale dieser versumpften Welt, welche die berechtigten, weil natürlichsten, Gefühle des Herzens zerstört oder vergiftet — dieses Bild ist keineswegs durchaus unwahr, ja wir finden darin einen so kräftigen Realismus, einen so scharfen Blick für die faulen Flecke der damaligen Gesellschaft und eine so treffende Satyre darüber, wie es uns in den vollendeteren Schöpfungen der späteren Zeit kaum wieder begegnet. Aber das Bild stellt eben nur die Schattenseiten dar und ist ohne alle vermittelnde Tinten mit so grellen Farben und mit so übertreibenden Zügen gemalt, daß es nicht selten einen Gegenstand zur Caricatur verzerrt zeigt. Und ihm gegenüber steht nun ein Ideal, das in Formen und mit Ansprüchen auftritt, für welche weder in den böhmischen Wäldern, noch irgend sonst wo in der weiten Welt ein Boden zu finden wäre. Dem Dichter blieb bei einer solchen Anschauung und Stimmung nichts übrig, als mit jenem verhaltenen Ingrim in sich selbst sich zurückzuziehen, welchem er wenige Jahre später in seiner Resignation, einem Nachklang aus den Stimmungen dieser ersten Zeit, den Ausdruck gegeben hat. Ehe wir übrigens diese Periode verlassen, ist hervorzuheben, wie Schiller gleich in ihr seinen eigentlichen Beruf mit Sicherheit gefunden und auf das Eifrigste ergriffen hat, den Beruf, vorzugsweise dramatischer Dichter zu sein. In Göthe's Dichtung herrscht so entschieden die lyrische Richtung vor, daß er selbst in seinen Dramen zum Lyriker wird: bald geht, wie in Iphigenia und Tasso, durch das Ganze, bei höchst einfacher Handlung, eine lyrische Grundstimmung durch; bald, wenn er eine reichere Handlung und große geschichtliche Konflikte vor uns entfaltet, wie in Götz und Egmont, stellt er wenigstens einen Helden in den Mittelpunkt, welcher nicht sowohl durch seine wirkliche geschichtliche Bedeutung und durch sein Handeln, als durch die Stimmung und Haltung seines Gemüthes unser Interesse erregt. Gerade umgekehrt tritt auch aus den lyrischen Gedichten Schiller's ein dramatisches Pathos uns entgegen, und seine Dramen sind ihm nicht bloß eine Form, in welcher er eine poetische Anschauung auseinanderlegt, sondern sie sind verfaßt, zwar nicht in der störenden Absicht, aber doch mit dem bestimmten Willen, auf das Volk zu wirken; daher von Anfang an sein praktisches Verhältniß zur Schaubühne, sein unverdrossenes Bemühen, seine Stücke auch wirklich ausführbar zu machen. Ueberall offenbart sich die energisch nach außen wirkende Selbstthätigkeit des Dichters: er nimmt zu seinem Stoff die großen Ereignisse und Konflikte der Weltgeschichte, die allgemein aufregenden Widersprüche des gesellschaftlichen Lebens, und er gestaltet diesen Stoff nicht bloß unter der Herrschaft der ewigen Gesetze, welche sein Gemüth erfüllen, zu einem poetischen Kunstwerk, sondern er verkündigt diese Gesetze zugleich wie ein Prophet, er will für sie Propaganda machen, und aus allen seinen Schöpfungen pulsiert uns der warme Herzschlag des Dichters entgegen. Das Volk hat sich gegen die von dem Dichter ihm geschenkte Rücksicht nicht undankbar erwiesen: auf den eben angedeuteten Eigenschaften beruht es, daß Schiller bei weitem unser populärster Dichter wurde, bei dem allein eine Festfeier, wie

die genwärtige, denkbar ist. Die Gestalten, welche er geschaffen, die hohen Gedanken, welche er in seinen klangvollen und treffenden Worten ausgedrückt, machen sich mit einer edlen Zubringlichkeit geltend: es giebt keinen Dichter, von welchem so viel Schlagworte, so viel „schöne Stellen“ im Munde des Volkes cursierten, und es wird uns schwer zu denken, daß diese Stauffacher und Melchthal zum größten Theile Schöpfungen seiner Phantasie sind, daß diese uns so lebendig vor der Seele stehenden Personen, vom Marquis Posa bis zum Hofmarschall von Kalb, niemals gelebt haben sollten!

Aus dem Sturm und Drang dieser ersten Periode sehnte sich Schiller nach einer sicheren, ruhigen Stellung. Die Basis für eine solche glaubte er sich durch Gründung einer periodischen Schrift zu schaffen, welche er seit dem Jahr 1784 unter dem Namen der *Rheinischen Thalia* herausgab. In der Ankündigung wendet er sich an das Publikum: „Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen, und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“ Schiller war nicht an die richtige Adresse gerathen. Dieses Publikum hat zwar viele Köpfe, aber kein Herz, und viel Ansprüche, aber wenig Neigung, dem Dichter, der ihm sein Bestes bietet, auch nur mit dem spärlichen Almosen der jährlichen Beisteuer für eine Zeitschrift zu lohnen. Von anderer Seite kam ihm die gesuchte Freundschaft und brachte ihm das volle Herz und eine volle Hand entgegen. Auch das ist bezeichnend für Schiller's Eigenthümlichkeit, daß ihm die selbstverläugnende Begeisterung, womit er ganz für die Sache wirkte, in manchen Herzen solche opferbereite Freundschaft erweckte. Schon drei Jahre vorher hatte der Flüchtling im Hause einer edlen Dame, der Frau von Wollzogen, deren Söhne seine Studiengenossen auf der Karlschule gewesen waren, ein Asyl gefunden. Als er im Jahr 1792 nach schwerer Krankheit der Erholung bedurfte, hielten es sich zwei edle Männer, der Erbprinz von Holstein-Augustenburg und ein Graf von Schimmelmann, in der zartesten Weise als eine Gunst aus, ihn ohne alle Bedingungen auf drei Jahre mit einem Jahrgehalte von tausend Thalern unterstützen zu dürfen. Auch das jetzt sich bildende Verhältniß Schiller's zu Körner und seinem Kreise, dem der Dichter persönlich völlig unbekannt war, war lediglich durch die Achtung der Freunde vor seiner geistigen Bedeutung und seinem sittlichen Ernste begründet worden. In diesem Kreise endlich fand er eine geistige Heimath und jubelnd trat er mit seinem Hymnus an die Freude in ihn ein. In dem aus der Verbindung mit Körner hervorgegangenen Briefwechsel, so wie in dem Briefwechsel Schiller's mit Wilhelm v. Humboldt und mit Göthe, sind uns die unschätzbaren Denkmale dreier Freundesbündnisse erhalten von einer Innigkeit und zugleich von einer Würde und einem männlichen Ernste, wie sie nicht schöner gedacht werden können. Wem etwa, wie es wohl geschieht, das erste Interesse für die Schiller'sche Poesie mit den Jünglingsjahren geschwunden wäre, der mache sich mit diesen Briefen und mit Schiller's leider zu wenig bekannten prosaischen Schriften bekannt, um Schiller den Mann kennen und achten und lieben zu lernen, und um dann, besser vorbereitet, zu seinen Dichtungen zurückzukehren und eine unerschöpfliche Quelle des erhebensten Genusses in ihnen zu finden. Für die Entwicklung des Dichters aber war es von

höchster Bedeutung, daß ihm in Körner zum erstenmale ein Mann näher trat von nicht geringerer Charakterstärke und von entschiedener Ueberlegenheit der geselligen und wissenschaftlichen Bildung, der mit seiner eben so eingehenden und unbestechlichen, als theilnehmenden Kritik die Arbeiten des Freundes von jetzt an begleitete. Durch historische Studien, zu welchen bereits Fiesko Anlaß gegeben hatte, und welche jetzt in ausgedehnterem Maße an die Beschäftigung mit Don Carlos sich knüpften, lernte Schiller das wirkliche Leben gründlicher kennen, und zugleich verloren seine Ideale im Umgange mit dem besonnenen Freund ihre wilde Ueberschwänglichkeit. Ideal und Leben standen sich jetzt bei Schiller nicht mehr feindselig gegenüber; aber zur vollendeten Ineinsbildung beider hatte er es noch nicht gebracht. Das Ideal steht ihm in dieser seiner zweiten Periode neben, oder über dem Leben. Nirgends tritt dieses Verhältniß mit solcher Bestimmtheit hervor, als in dem bedeutendsten Werk aus dieser Zeit, in Don Karlos. Hier vertritt der Marquis Posa das Ideal und geht unter an dem mißlungenen, oder besser ungeschickten, Versuche, es in das Leben einzuführen, und ihm gegenüber wird durch die Repräsentanten der Wirklichkeit, durch die Alba und Domingo, eine so gemeine Wirklichkeit vertreten, daß allerdings das Fäserchen in ihnen nicht aufzufinden ist, woran die Idee sie fassen könnte. Nur König Philipp und die Königin bilden die gesunderen Gestalten der späteren Dramen Schiller's vor, ja diese Königin ist vielleicht von allen seinen Frauenbildern das gelungenste. Auch in den Göttern Griechenlands, die am Schlusse dieser Periode stehen, spricht sich noch die Verzweiflung aus, die gegenwärtige Wirklichkeit mit dem Ideal zu versöhnen; dagegen vertreten die wenig später entstandenen Künstler bereits die Forderung, die Wirklichkeit nach der Idee zu gestalten. In diesem schönen, durch Großartigkeit der Anlage und des Ganges, wie durch glänzende Detailmalerei gleich ausgezeichneten Gedichte tritt uns zum erstenmale in voller Kraft und Klarheit eine Vorstellung entgegen, die wieder so ganz bezeichnend ist für die ethische Grundrichtung seines Geistes und die von nun an eine seiner Lieblingsvorstellungen bleibt, die Vorstellung von der Kunst als der Erzieherin des Menschen. In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist dieser Gedanke gründlich und berechtigt ausgeführt, und es bildet diese Schrift eine Fundgrube pädagogischer Weisheit, namentlich wenn man in vielen Fällen der Kunst, von welcher Schiller die Herstellung der als Ziel aller Erziehung mit Recht geforderten Harmonie zwischen dem äußeren Gesetz und zwischen der Neigung erwartet, vielmehr eine lebendige Religiosität substituiert.

Doch gehören diese Briefe bereits der letzten Entwicklungsperiode Schiller's an, als deren Anfang wir seine im Jahre 1789 erfolgte Berufung an die Universität Jena betrachten dürfen. Daß er auch in diesem ganz besonderen Sinne der Unsere gewesen ist, habe ich am Eingange nicht besonders betonen wollen; denn man kann nicht sagen, daß Schiller selbst auf dieß Verhältniß einen großen Werth gelegt hat, und die akademische Muse ist ihm niemals, um mit seinen eignen Worten zu reden, weder die hohe, die himmlische Göttin gewesen, der sein begeistertstes Wirken galt, noch auch nur die tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt. Aber er hatte jetzt doch eine bestimmte Stellung in der Gesellschaft und eine engere Beziehung zu ihr gewonnen, und diese Beziehung wurde noch verstärkt durch die Gründung eines dem Dichter der Frauenwürde die innigste Befriedigung gewährenden, reinen, schönen, wahrhaft musterhaften Familienlebens, von welchem

man auf die ungefähr gleichzeitig von Göthe eingegangene Verbindung nur mit Behmuth hinübersehen kann; und andererseits gab ihm der neue Beruf Antrieb zu eingehenderer Beschäftigung mit seinen historischen und philosophischen Studien, in welchen letzteren er, als durch eine seinem Geiste homogene Kraft, namentlich durch die begriffliche Klarheit und den sittlichen Ernst Kant's gefördert wurde. Schiller blieb zwar auch bei diesen Studien Dichter; aber ohne Frage erwuchs doch den genannten Wissenschaften aus seinen Leistungen wesentliche Förderung, und insbesondere haben seine historischen Schriften trotz unläugbarer Mängel doch der Geschichtschreibung nicht bloß dadurch genügt, daß er mit der genialen Unmittelbarkeit seiner Anschauung aus einzelnen Zügen meist ein gerade das eigenthümliche Wesen bedeutender geschichtlicher Persönlichkeiten treffendes Bild darstellt, sondern er hat namentlich auch den Begriff der historischen Kunst und die daraus folgenden Forderungen zu klarerem Bewußtseyn gebracht, wie eine Vergleichung der nach ihm entstandenen Geschichtswerke mit denjenigen, welche vor ihm in Deutschland geschrieben werden durften, schlagend beweist. Von selbstständigen dichterischen Werken aber erschien in den fünf ersten Jahren seines Jenaer Aufenthaltes nicht ein einziges. Er hatte jetzt einen so hohen Begriff von der Aufgabe der Kunst gewonnen, daß er sich selbst noch nicht für stark genug hielt, um ihm zu genügen. Genau „auf unsres Lebensweges Mitte“, wie Dante das fünf und dreißigste Jahr bezeichnet, trat auch Schiller hervor aus der einsamen Werkstatt ernster Denkarbeit, und aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Ereignisse des Menschenlebens, und schiedte sich an, reich an Ideen und reich an realem Stoff, mit erneuter selbstbewußter Kraft die sonni- gen Höhen der Poesie zu ersteigen. Und wie der große Florentiner als Führer den Virgil zur Seite hatte, so hatte auch Schiller jetzt den größten deutschen Dichter neben ihm zum Geleitsmanne gewonnen. Die Gründung der Zeitschrift *Horen* war im Sommer des Jahres 1794 Anlaß geworden zu dieser für die deutsche Literatur Epoche machenden Freundschaft. Anstatt jener bitteren Aeußerung Schiller's über Göthe lesen wir jetzt das herrliche, die ganze Größe seines Sinnes wundervoll ausdrückende Wort: „Wie lebhaft hab' ich erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstfüchtige Gemüther nur als Macht wirken kann, und daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt, als die Liebe!“ Und dafür gibt ihm Göthe, der sich früher durch das geniale Ungestüm Schiller's gleichfalls abgestoßen gefühlt hatte, später das Zeugniß: „Schiller war immer im absoluten Besitz seiner großen Natur. . . Nichts geniert ihn, nichtsengt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksichten und Bedenken. Das war ein rechter Mensch, so sollte man auch sein! Schillern war eben eine Christustendenz eingeboren: er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.“ Es ist eine Wonne, dieß herrliche Dioskurenpaar Hand in Hand in wechselseitiger Anregung und Förderung wandeln zu sehen! Und neben dem Dichter Göthe hatte Schiller den Denker Humboldt zur Seite. Der Eine schärft seine Beobachtung für das Einzelne und schließt ihm den Sinn auf für die Wunder der Natur im Kleinen, wie im Großen; der Andere belebt in ihm die Macht der überwältigenden Gedanken und schärft seinen Sinn für reine Formen durch die ewigen Werke des classischen Alterthums. Er selbst aber vereint mit schöpferischer Kraft diese Elemente. Ideal und Leben stehen nicht mehr feindlich gegen einan-

der nicht mehr getrennt neben einander: die wechselseitige Durchdringung beider bezeichnet die *Periode der klassischen Vollendung seiner Kunst*. Die Zeit des höchsten geistigen Schaffens ist zugleich eine Zeit fortwährenden leiblichen Leidens. Aber er hat keine Zeit krank zu seyn, er muß ja die Aufgabe seines Lebens erfüllen! — und mit mehr als sokratischer Selbstbeherrschung zwingt die eiserne Kraft seines Willens, zwingt vielmehr die göttliche Kraft seiner Begeisterung den siechen Körper zu stets willigem Dienst. Im Schlußjahre des Jahrhunderts tritt noch das erste seiner klassischen Werke, und wohl das größte von allen, der *Wallenstein*, hervor. Von da an ist jedes seiner Lebensjahre durch ein neues Meisterwerk bezeichnet: bis zum Jahre 1804 erscheinen *Maria Stuart*, die *Jungfrau von Orleans*, die *Braut von Messina* und *Wilhelm Tell*. Daneben schärft der alte heilige Ingrim und der vernichtende Spott gegen alles Gemeine und Mittelmäßige und Unwahre die Pfeile seiner *Kenien*, wetteifert er mit Göthe in seinen herrlichen *Balladen*, faßt er in dem verklärenden Spiegel der Poesie das ganze menschliche Leben zu jenen unvergleichlichen Gesängen zusammen, wie der Spaziergang, wie das Lied von der Glocke. Er steht auf der Höhe seiner Kunst und seines Ruhmes, und was mehr sagen will: er selbst steht da, nach den vorausgegangenen Kämpfen in seinem ganzen Wesen gehoben und verklärt, gereinigt von den Schlacken, welche in früheren Jahren das reine Gold seines Wesens und Strebens umhüllten. Da trifft ihn, wie einen Helden mitten im glänzendsten Siegeslauf, der Pfeil des Todes. Sein Gebet, daß ihn Gott vor einem langsamen Hinsterben bewahren möge, ist ihm erhört worden: fast bis zum letzten Athemzuge arbeitete sein mächtiger Geist. — Wo ist der Christ, der sich so rein dünkt, daß er den ersten Stein gegen ihn aufheben darf? —

Schiller starb am 9. Mai 1805, in einer gar traurigen Zeit für unser deutsches Vaterland. Ungefähr ein halbes Jahr vorher war an jenem so verhängnißvoll gewordenen 2. December der erste Napoleon von dem Papste als Kaiser gesalbt worden; ein halbes Jahr nachher wurde genau an demselben Tage Oesterreich bei Austerlitz niedergeworfen. Wieder nicht ein volles Jahr später traf bei Jena und Auerstädt Preußen die Reihe. Es begann für Deutschland die Zeit der Schmach und der tiefsten Erniedrigung. Aber, wie es scheint, hat unser Volk mit seinem Lieblingsdichter das gemein, daß es gedrückt und bedrängt werden muß, damit seine Kraft geweckt und im Widerstand geübt werde: es besann sich in der Stunde der Noth auf sein besseres Selbst und sammelte seine Kraft, und der Geist seines Dichters wurde nach dessen Tode erst recht lebendig. Merkwürdigerweise hatte Schiller im Leben den vaterländischen Angelegenheiten äußerst wenig Theilnahme gezeigt, ja er stellte ausdrücklich das nationale Interesse dem kosmopolitischen nach: das öffentliche Leben des Vaterlandes war eben von der Art, daß es einen Dichter am wenigsten zur Theilnahme einlud. Aber auch hier hatte ihn der vorahnende Sinn und der prophetische Blick des Genius nicht verlassen: er hatte in der Zeit seines Lebens die geistigen Waffen zugerüstet, deren sein Volk nach seinem Tode bedurfte. Die Stimmung seines *Wallenstein*, seiner *Jungfrau*, seines *Tell* ist gehoben durch die Begeisterung für deutsches Wesen, für Vaterland, für Unabhängigkeit und Freiheit, durch die Gedanken, welche nachher das deutsche Volk begeisterten. Vor Allem aber hatte er ihm wieder in's Herz gesungen den Glauben an das Weltgericht, welches in der Weltgeschichte

sich nothwe
ten; den
Ewige und
widerstehen
welche Ma
für welche
Kraft des
gieng in h
Einigkeit
mit einem
junge Bru
von Schill
seinem G
für sie an
nicht da
wann das
nicht an
nachjagte.
Die
gen Zeit
sie weiter
und inner
Tödien,
und seinen
Schule d
gend, mi
sind, die
jetzt di
und fetter
uns verb
Bundesge
wäre dan

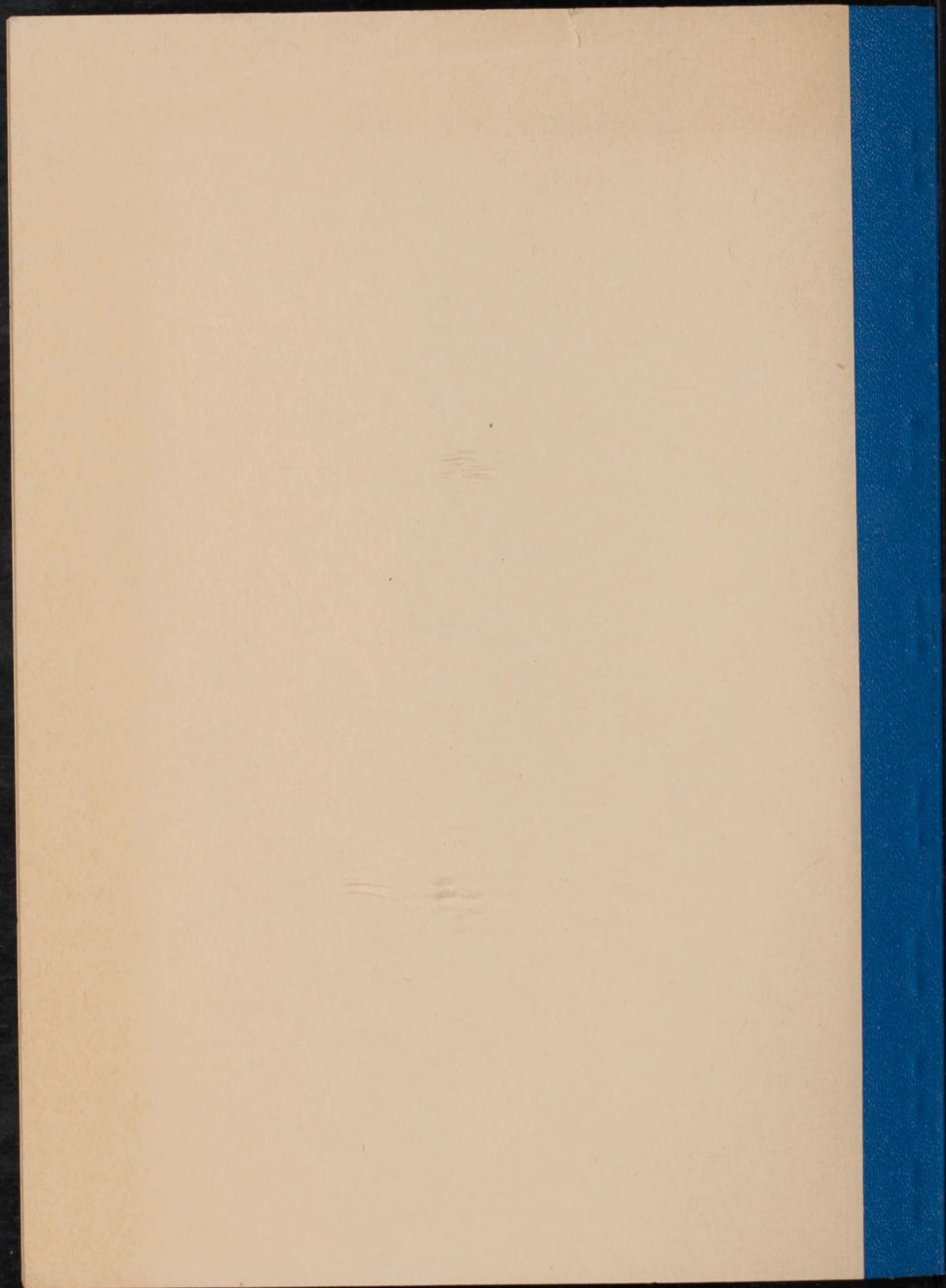
sich nothwendig vollziehen muß; das unerschütterliche Vertrauen auf den endlichen Sieg des Rechts; den Glauben, daß der Geist es ist, der lebendig macht, und daß der Kraft eines auf das Ewige und Göttliche gerichteten erusten männlichen Willens keine irdische Macht auf die Dauer zu widerstehen vermag. Auch Schiller war einer von jenen gefährlichen deutschen Ideologen, gegen welche Napoleon einen instinctmäßigen Widerwillen hatte; aus gutem Grunde, denn die Idee, für welche sie stritten, war der Stärkere, der über ihn kommen, und mit der unwiderstehlichen Kraft des Geistes seine auf das Fleisch gebaute Macht in Trümmer schlagen sollte. Damals gieng in höherem Sinne in Erfüllung das prophetische Gesicht des alten Attinghausen von der Einigkeit des deutschen Volkes und von den flammenden Hochwachten auf den Bergen, die wie mit einem Heiligenschein ganz Deutschland umgaben. Unter den Ersten und Edelsten, welche die junge Brust dem Feinde entgegenwarfen, um der Freiheit eine Gasse zu machen, war der Sohn von Schiller's Freund, Theodor Körner, in dessen begeisterten Liedern unser Dichter Geist von seinem Geist erkannt haben würde. Hatte er doch selbst in seinem Reiterlied den Grundton für sie angegeben und ihren Grundtext in den Schlußworten dieses Liedes: „Und sehet ihr nicht das Leben ein — nie wird euch das Leben gewonnen seyn!“ Man gewann das Leben und Freiheit und Vaterland, weil man das Leben einsetzte, weil man die Hand nicht an den Pflug legte und zurücksah, sondern dem einen vorgesteckten Ziele rücksichtslos nachjagte. —

Die Aehnlichkeit mancher Verhältnisse der Gegenwart mit den eben angedeuteten der damaligen Zeit liegt so nahe, daß es eben so unmöglich ist, die Analogie zurückzuweisen, als unnöthig, sie weiter auszuführen. Mögen nur uns die Ereignisse in jedem Falle gerüstet finden, äußerlich und innerlich! Mögen darum diese schönen Feste nicht bloß Erinnerungsfeste seyn an einen großen Todten, sondern zum Geburtsfeste seines Geistes in unserem Volke werden, seines hohen Sinnes und seiner sittlichen Kraft! Mögen Väter und Mütter und die Lehrer des Volkes in Haus und Schule diese Gesinnung pflegen in dem heranwachsenden Geschlechte, und möge die feurige Jugend, mögen vor Allem die Jünger der Wissenschaft, die zur Ritterschaft des Geistes berufen sind, die heilige Flamme rein und treu bewahren! Möge das Gefühl nationaler Einheit, welches jetzt bei der Schillerfeier uns Alle durchdringt, nie wieder verloren gehen, sondern immer fester und fester alle deutschen Stämme, alle deutschen Herzen verbinden! Dann wird auch Der mit uns verbunden seyn, der in jener großen Zeit ein vaterländischer Dichter als den ersten unserer Bundesgenossen pries: Der Herr der Heerschaaren wird mit seinem Volke seyn! — Und wer wäre dann wider uns?

Ich habe gesprochen.



ae



A 56500 (96)

f e s t r e d e

zur

Colour & Grey Control Chart

Danesh
Picta

ites



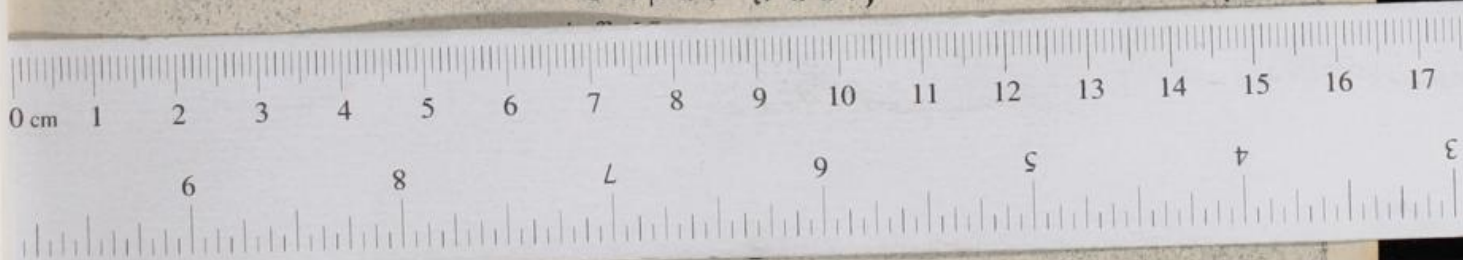
im Namen der

L u d w i g s - U n i v e r s i t ä t

gehalten

von

Dr. Gustav Baur,



Gießen 1859.

Druck der G. D. Brühl'schen Universitäts-Buchdruckerei und lith. Anstalt.